

Die Macht im Dunkeln [Fortsetzung]

Autor(en): **Siodmak, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 32

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Macht im Dunkeln

EIN ZUKUNFTSROMAN VON KURT SIODMAK

II. Fortsetzung

«Fürchten Sie sich nicht, darüber zu reden?» fragte Hervey trocken. «Es ist nicht sehr gesund, davon zu sprechen. Denken dürfen wir noch, aber wer weiß wie lange. Denken Sie an sich selber und schweigen Sie...»

Vlasta schien ihn nicht gehört zu haben.

«Michael St. Regier, der Assistent meines Mannes. Ich war seine Geliebte!»

«Wir wissen das alles, das hilft uns nicht weiter», unterbrach Hervey sie, und seine Hand zuckte nach einem langen Lineal, doch er widerstand der Versuchung, um sich zu schlagen, wie sein toter Freund Pokoska, als er sich versichern wollte, ob nicht einer von St. Regiers Henkern neben ihm stand.

«Ich habe ein wenig Ahnung von Antonins Erfindung — es handelt sich um die Umwandlung von Lichtschwingungen, das hat Antonin mir erzählt...»

Hervey schieg und schüttelte den Kopf. Er war dem Geheimnis auf der Spur, er schüttelte den Kopf in einem unbewußten Versuch, jeden irreführen, der sich eventuell im Zimmer befinden konnte. Er hätte am liebsten gesagt: «Ich glaube Ihnen nicht, das sind Märchen, Unwahrscheinlichkeiten, es ist technisch unmöglich, Dinge unsichtbar zu machen.» Gern hätte er plump das Wissen verneint, um sich zu retten. Aber eine Scham hielt ihn zurück.

«Sie müssen das verstehen — obgleich ich bereue — es war etwas in mir, das mich zwang, Michael zu folgen. Ich mußte ihm gehorchen. Ich glaube, jeder Mensch muß ihm gehorchen, wenn er befiehlt. Ich war wie in einem Traum, jahrelang, und hatte dieses furchtbare Erwachen, als er mich verließ. Ich wußte doch nicht, was er anrichten würde, und ich weiß jetzt noch nicht, was er im Sinn hat. Antonin wußte es. Er ist dafür gestorben. Wenn ich auch nur gestorben wäre, aber mich hat er verlassen. Alle haben mich verlassen. Kann ich nicht irgendwie helfen, gutzumachen, was ich verbrochen habe? Ich muß büßen, das muß ich, Mr. Hervey!»

Sie hatte schnell und überstürzt gesprochen und entdeckte hoffnungsvoll einen Blick in Herveys Augen, den sie als Mitleid deuten konnte.

«Es ist nichts anderes zu tun als zu warten!»

Hervey sah auf das weiße Stück Papier, vor dem er seit Tagen untätig saß. Er rief sich den Tag ins Gedächtnis zurück, an dem St. Regier zu ihm kam und ihm Daniela fortnahm. War er damals nicht feige gewesen? Hatte St. Regier nicht recht gehabt? Hätte er sich nicht damals St. Regier anschließen sollen in seinem Kampfe um den Frieden der Welt? Sicherlich hätte er genug Einfluß gehabt, die Ideen dieses Menschen zum Guten zu wenden. Er hatte seine Minute verpaßt, aus Feigheit und Engherzigkeit, er war dafür bestraft worden, er war schuldiger als diese arme Frau hier vor ihm, die nicht wußte, was sie anstellte, als sie der Stimme ihres sehnächtigen Herzens folgte und nochmals den Frühling des Lebens erleben wollte. War sie zu verurteilen? Sie hatte nicht den Verstand, sie war ihrem Gefühl gefolgt, auch er, Hervey, war seinem Gefühl gefolgt, das auch ihn betrogen hatte.

Er hatte Daniela verloren.

Als sie nicht mehr erschienen war und er einen Boten in ihr Haus geschickt hatte, sich nach ihr zu erkundigen, und sie auch, gegen sein vages Hoffen, verschwunden blieb, war sein altes Herz vertrocknet. Jetzt erst fühlte er, was er an ihr verloren hatte: Niemals hatte er gelebt, er war als Greis geboren worden, er hatte immer nur gearbeitet und seine Empfindungen in Formeln und Musik ertränkt. Spät — viel zu spät war eine Art Frühling in sein Leben getreten. Er hätte dem Mädchen alles sein können: Vater und Bruder und Geliebter auf

keusche, unkörperliche Art. Alter trennt nur die Körper, nicht aber den Geist. Er hatte nicht einmal diese letzte Chance in seinem Leben wahrgenommen. Er hatte sie gehen lassen wie einen Diener, einen Dienstboten, der sich vorlaut benommen hatte, wie einen beliebigen Menschen, der ihm nicht näher stand als sein Fleischer oder sein Bäcker. Jetzt war es zu spät, sie gehörte einem anderen, einem Weltdiktator, einem Helden, einem Wahnsinnigen, einem Verbrecher. — Was tat er ihr an? Sie konnte nicht glücklich an seiner Seite sein, das war in mathematischen Formeln zu beweisen. Wenn sie es aber doch war? Er hatte sich niemals um Herzen gekümmert, wie konnte er jetzt darüber urteilen?

«Ich fühle tief mit Ihnen, Mrs. Pokoska», sagte Hervey leise.

Es klopfte.

Hervey und Vlasta schrakten zusammen.

Drei Männer standen in der Tür.

«Ich habe gebeten, niemanden vorzulassen!», sagte

Hervey fast wild, «Lytton, haben Sie nicht gehört?»

Lytton, der Diener, erschien schüchtern im Hintergrund.

«Diese Herren sind von Scotland Yard gesandt, sie sollen auf Herrn Professor aufpassen!»

Hervey lachte trocken und hüstelnd, und seine Augen bekamen Leben.

«Machen Sie es sich bequem, meine Herren, und erwarten Sie meinen Tod mit der gleichen Neugierde, die ich ihm entgegenbringe! Ueberwachen! Scotland Yard! — Bitte verfügen Sie über Lytton und lassen Sie sich etwas zu trinken geben!»

«Danke sehr!»

Die drei Männer schlossen die Tür.

Hervey war plötzlich lebhaft geworden, er drehte sich auf seinem Stuhl, in sein altes Gesicht kam ein ironischer Ausdruck.

«Wir kämpfen mit unseren armseligen Waffen gegen das Unbegreifliche wie Menschen mit Holzknüppeln gegen Maschinengewehre. Scotland Yard läßt mich überwachen! Die Welt hat noch Zeit, Witze zu machen!»

«Ich habe noch einen Teil der Papiere, die ich abgeschrieben habe», sagte Vlasta geheimnisvoll, «ich hatte ein paar falsch abgeschrieben und dann noch einmal — und — hier — da sind sie...»

Sie griff in ihren Ausschnitt, brachte ein paar zerknüllte Seiten zum Vorschein und hielt sie Hervey hin.

Hervey starrte auf die Papiere. Es herrschte eine plötzliche Stille darin im Zimmer. Der Schreibtisch, der Vlasta von Hervey trennte, war groß und breit, Hervey lehnte sich vor, ohne die Hand auszustrecken.

Ein kalter Luftzug fuhr über seinen Hals. Hervey wandte sich langsam um, die Tür hinter ihm hatte sich geöffnet. Hervey versuchte sie zurückzustößen, aber seine Hand prallte auf einen Widerstand. Sein Atem stockte. Plötzlich hörte er Schreien, gräßliches, unmenschliches Schreien, tierhaft und hoch. Er wandte den Kopf und starrte Vlasta an, die sich in sonderbar verzerrten Bewegungen im Stuhle wand, er sah, daß sie sich emporhob, schwebte, daß ihre Bluse über der Schulter zertetzte, er blickte in ihre Augen, gräßliche, weitaufergessene Augen eines Menschen in schrecklicher Todesangst.

Hervey klappte auf seinem Stuhl zusammen, er rührte sich nicht. Je schärfer er hinsah, um so undeutlicher wurde der Anblick: Die Frau wurde vor seinen Augen entmaterialisiert, verging, löste sich auf, nur ihr schreckliches Schreien hielt an. Zuerst waren ihre Arme verschwunden, ihre Schultern, dann ihr Leib, für Sekunden stand noch der Kopf in der Luft und schrie, ihre Augen

und die Haare waren das letzte, was sich auflöste und verging.

Es folgt dem Blutkreislauf, es geht durch das Blut, dachte Hervey und rührte sich nicht.

Die Tür zum Nebenzimmer wurde aufgerissen, und die drei Männer stürzten herein, sie hielten Thompsongewehre in den Händen und schossen wild und ziellos um sich, das Zimmer füllte sich mit dem schrecklichen Lärm der Detonationen, die Fenster zersprangen, und erstickender Qualm kroch in Herveys Lungen und zwang ihn zum Husten.

Er hörte die Männer schreien und sah sie mit Knüppeln um sich schlagen, sich bücken. Er hörte sie rufen: «Hier — da ist einer — schlägt ihn tot, den Hund — hier — hier liegt einer — vorsichtig — gib ihm — der rührt sich nicht sehr — mach ihn fertig...»

Hervey sah einen Mann den Fuß heben und auf etwas stampfen, das ein dumpfkrachendes Geräusch von sich gab.

«Ich bin sicher, das war seine Kinnlade», sagte der Mann von Scotland Yard ruhig und hieb seinen Fuß nochmals in das Unsichtbare am Boden — vielleicht in das schweißbedeckte Gesicht eines Negers, vielleicht in Vlasta Pokoskas hübsches, verstörtes Bäuerinnengesicht.

Die Rächerin.

Vlasta hatte die rohen Griffe, die ihren Körper gepackt hielten, sich lösen gefühlt, war, als die Beamten von Scotland Yard wild im Zimmer umherschossen, rückwärts vom Stuhl geglitten und auf Händen und Knien aus dem Zimmer gekrochen, stumm, von einer Angst besessen, die alles Gefühl in ihr ertötet hatte. Sie dachte nur noch an ihr Leben und wie es zu retten sei — wie ein Tier im Wald, das von Hunden geizet wird.

Sie stand auf der Landstraße, die von Totteridge nach Mill Hill führt, und wartete auf den Autobus, die Handtasche krampfhaft umklammernd, die noch an ihrem Handgelenk hing. Langsam ging sie die Straße entlang, während Autos an ihr vorüberasteten. Sie bückte sich, um ihren Rock zu reinigen und — sah ihn nicht.

Sprachlos starrte sie auf ihre Füße, die verschwunden waren, vergebens suchte sie ihre Hände. Sie betastete sich, blieb stehen auf dem grünen Grasrain, der die Landstraße begrenzte. So stand sie minutenlang, während kein Gedanke ihr armes Hirn erreichte. Schließlich machte sie sich aufzufend auf den Weg.

Nach einer Weile blieb sie abermals stehen. Sie öffnete die Handtasche, fühlte nach dem Handspiegel, nahm ihn heraus und suchte in der leeren Luft nach ihrem Gesicht. Ihr Herz erstarrte zu Eis, während sie den Spiegel sorgfältig wieder zurücksteckte. Michael hatte ihr das Entsetzlichste angetan!

Sie blieb an der Haltestelle stehen, an einer Ecke, an der sicherlich Omnibusse hielten, und wartete mit Geduld. Endlich kam der Omnibus 251. Eine alte Bäuerin stieg aus und stieß Vlasta an. Vlasta sprang auf den Bus und drängte sich in eine Ecke. Sie hatte Angst, sich hinzusetzen. Da niemand sie beachtete, war es offenbar, daß niemand sie sah. Sie schieg, hielt aber einige Münzen in ihrer Hand bereit, falls der Schaffner sich doch an sie wenden sollte.

Der Omnibus war leer bis auf zwei Fahrgäste. Der Schaffner stand dicht neben ihr und erzählte einem Mann, der am Eingang saß, einen Witz, den Vlasta nicht verstand. Beide Männer lachten laut.

(Fortsetzung Seite 1012)

Am Mill Hill Circus stieg Vlasta aus, der Omnibus setzte sich allzu schnell wieder in Bewegung, und sie fiel hin. Sie erhob sich wortlos und lief den langen Watford Bypass entlang. Ihr Hirn begann zu arbeiten, es fraß sich in dem einen Gedanken fest: Michael... Michael hatte sie verlassen, verstoßen, mißbraucht, er hatte Antonin getötet, er hatte ihr etwas Furchtbares heute angetan: er hatte sie zum Geist gemacht, zum Gespenst.

Blicklos lief sie die lange Fahrstraße hinab. Ihre Füße schmerzten. Sie wagte nicht, einen anderen Omnibus zu besteigen — in rasender Angst, Menschen auf sich aufmerksam zu machen. Sie versuchte, in die Augen Vorübergehender zu blicken, aber diese Augen sahen sie nicht an und machten ihre Verzweiflung und Hoffungslosigkeit nur noch ärger.

Nach einem langen Marsch über Hendon und die Heath erreichte sie ihre Wohnung. Sie grüßte den Portier, vergaß ihren schrecklichen Zustand. Der Mann blickte verblüfft durch sie hindurch und sie sah sein Gesicht weiß werden. Er verschwand plötzlich und schnell in seinem kleinen Portierhaus, sein erschrecktes Gesicht startete in der Richtung, wo sie eben gestanden hatte, durch das Fenster.

Mühsam stieg sie die Treppen hinan und suchte den Schlüssel in ihrer Handtasche. Sie fühlte ein wenig Hoffnung, als sie die Tür öffnete. Milada, das Mädchen, sah zur Küchentür heraus, Vlasta schlug die Tür hinter sich zu und ging nach kurzem Gruß in ihr Zimmer, wo sie sich auf das Bett setzte. Sie nahm den Hut ab, der ihr in die Stirn gerutscht war, und suchte ihre Hausschuhe heraus. Sie dachte angestrengt nach. Vielleicht ging der schreckliche Zustand vorüber und sie wurde wieder wie andere Menschen? Sie ging zu ihrem Spiegel und setzte sich an ihren Toilettisch. Das leere Glas lotzte sie an.

Lange starrte sie in die leere Glasscheibe, sie sah klar den Schrank hinter sich, die Tür, ihre Kleider. Alles war vorhanden und an seinem Platz. Nur sie nicht.

Mechanisch griff sie zu ihrer Puderquaste, die vor ihr lag und tauchte sie in den Puder. Sie bestäubte ihr Gesicht. Der Puder verschwand. Sie nahm den Lippenstift und zeichnete sich die Lippen — das Rot wurde vom Nichts geschluckt.

Sie begann zu weinen, lautlos, stumm, sie fühlte, wie Tränen, welche sie nicht sehen konnte, ihre Wangen herabfließen.

Sie hatte die Empfindung, merklich zu altern, blitzschnell, sie fühlte die Augen einsinken, die Lippen schrumpfen, ihre Wangen faltig, ihr Haar spröde werden, sie fühlte jede Pore ihres Körpers sich verändern, erschaffen. Sie betastete ihr Gesicht, ihren Körper, ihre armen Augen, ihren Mund. Das war es: die Strahlen machten alt! Michael machte sie alt! Das war seine Absicht! Alt — und körperlos — und ohnmächtig hatte er sie gemacht! Sie war verloren...

Sie schrie auf, leise, jammern, in kleinen, abgerissenen Tönen. Niemand werden ihre Kinder sie mehr erblicken, niemals mehr wird sie Thomas oder Frances umarmen können, niemals mit ihnen reden... Sie war mehr als vergessen, sie war ausgelöscht!

Während sie laut weinte, sah sie plötzlich, daß sich die Tür in ihrem Rücken öffnete. Milada stand im Rahmen und sah mit schreckhaft starren Augen im Zimmer umher.

«Milada, ich bin es...», sagte Vlasta mit versagender Stimme, streckte die Arme aus und stand auf. Der Stuhl fiel um. Miladas Unterkiefer sank in Schrecken herab, sie stand versteinert vor Angst und Entsetzen und konnte sich nicht bewegen, bis Vlasta sich ihr genähert hatte.

«Fürchte dich nicht, ich bin es», sagte Vlasta und faßte die Hand des Mädchens.

Milada schrie auf, sie zog ihre Hand zurück und stürzte aus dem Zimmer, riß die Ausgangstür auf und lief schreiend die Treppen hinab. Vlasta hörte ihr Schreien, das Öffnen von Türen, erregte Stimmen, das ganze Haus wurde lebendig, noch immer schrie Milada.

Vlasta schlich in ihr Zimmer zurück, sie zog schnell ihre Schuhe an, während Schweiß auf ihrer Stirn stand, ergriff einen Mantel und ihren Schmuck, der in einer kleinen Schachtel in ihrer Wäsche verborgen war; sie nahm etwas Geld an sich und schlich die Treppen hinab.

Ihr Körper war gespannt, sie schlich wie ein Tier leise, vorsichtig, sie ahnte Schreckliches, undenkbar Grausiges.

Im Hof, der in der Mitte eine grüne Wiese trug und mit Rosen bepflanzt war, standen erregte Menschen, die durcheinander schrien, — in ihrer Mitte Milada und der Portier.

Leise ging Vlasta an der Hauswand entlang; im Bogen eines Ganges, der zur Straße führte, blieb sie stehen und blickte zurück. Niemand hatte sie bemerkt.

Der erregte Lärm der Stimmen schwoll, sie hörte Miladas gebrochenes Englisch und sah ihre weiten Gesten, die zum Hause hinaufzeigten. Sie sah den Portier in

seinem Häuschen verschwinden und mit einem dicken Stock zurückkommen.

Mr. Sanders, der Arzt, der im Stockwerk unter ihr wohnte, zog den Holzpfeil aus dem Boden, der ein Bäumchen stützte, brach ihn in zwei Teile und reichte eine Hälfte Mr. Huth aus dem ersten Stock. Auf einmal waren die Männer bewaffnet. Vlasta sah Entschlossenheit in ihren Gesichtern, gemischt mit Grauen und Angst.

Die Männer verschwanden im Haus, geführt vom Portier, die Frauen folgten vorsichtig. Milada stand im Hof und starrte, die Hände vor dem Mund, am Haus hinauf.

Vlasta rührte sich nicht, bis alle im Hause verschwunden waren, dann ging sie langsam auf die Straße, bedacht, keinen Lärm mit ihren Schuhen zu machen.

Sie blickte zu ihrer Wohnung hinauf. Sie sah wie die Fensterscheiben splitterten, hörte wie die Möbel krachend zerbrachen, Teile ihrer Einrichtungen flogen auf die

Abendgedicht

*Heut war ein Tag, an dem man gerne sich
ins Fenster lehnte in den weichen Wind.
Als dann der Westen einem Brandmeer glich,
im Zimmer glänzte golden Tisch und Spind.*

*Nun geht hinab der Abend, eingemummt
in kleine Wolken, die er ringsum griff.
Aus einer großen baute er ein Schiff
dort hinten, wo ein fernes Flugzeug brummt.*

*Noch aber mag er nicht, der Feuermann,
den Kahn besteigen und die Erde lassen.
Den Abendstern noch zündet er sich an
und hängt ihm übers Ende vieler Gassen.*

*Den Fledermäusen pfeift er, daß sie kommen
aus Mauerlöchern stumm zu Fang und Flug.
Nun fährt er eilig ab, nun ist's genug:
Hoch hat die Nacht das Firmament erklimmen.*

WALTHER C. F. LIERKE

Straße. Sie hörte die wütenden Zurufe der Männer, die Schreie der Frauen, die sie anfeuerten.

Passanten blieben stehen und sahen zum Haus hinauf, und nach einigen Minuten kam ein offener Polizeiwagen angestart und Beamte stürmten in das Haus.

Vlasta ging den Hampstead-way hinab, sie blickte sich nicht mehr um.

Die Menschen hatten versucht, sie zu fangen und totzuschlagen wie einen tollen Hund. Was Michael nicht vollbracht hatte, wollten diese Menschen vollbringen.

Sie war vogelfrei. Kein Gesetz schützte sie mehr.

Sie setzte sich auf die Wiese auf der Heath und zitterte.

Was sollte sie tun? Eigentlich konnte sie alles tun. Sie konnte sich zu essen nehmen, was ihr beliebte, sie konnte im besten Hotel wohnen, Juwelen stehlen, so viel sie wollte, Pelze, Kleider, sie konnte ihre Kinder sehen, ohne gesehen zu werden, sie konnte sich einen Revolver holen und alle erschießen, die ihr unlieb waren, — auch Michael! Sie konnte Michael töten! Auslöschen, wie er sie ausgelöscht hatte! Wo aber war Michael?

Sie stützte den Kopf in die Hände. Sie wußte, er würde ihr nicht entgehen. Er betrog sie, das fühlte sie, er war nicht mehr allein... Wie aber ihn finden?

Sie konnte zu Hervey gehen. Oder ihm telefonieren. Das war die Lösung: sie konnte ihn anrufen. Wenn sie nicht bei ihm im Zimmer wäre, würde er sich nicht ängstigen. Das Telefon konnte sie retten. Man würde sogar zu ihr sprechen — jeder würde zu ihr sprechen, am

Telephon. Sie würde Hervey anklingeln und sagen: «Hören Sie, Hervey, Michael hat mich mit seinem Trick verhext. Ich bin hier in einer Telefonzelle. Können Sie verhindern, daß ich erschlagen werde? Ich kann doch nichts dafür...» So ungefähr würde sie sagen.

Wenn Hervey sie holte — und er würde sie holen — was dann? Vielleicht würde man an ihr herumexperimentieren, um Michaels Geheimnis herauszufinden? Man würde sie in ein Zimmer sperren und sie füttern und sie nicht mehr herauslassen. Man läßt Menschen, die man nicht kontrollieren kann, nicht frei herumlaufen. Sie war sicher, nicht erschlagen zu werden — vor dem Mob war sie sicher.

Aber es war dann unmöglich, Michael zu finden. Sie mußte Michael suchen. Sie durfte Hervey nicht anläuten, das würde ihre Pläne durchkreuzen.

Seufzend erhob sie sich. Sie fror. Die Wiese war feucht. Ein Wind vom Meer wehte.

Langsam ging sie die Straße zur Stadt hinab. Sie war hungrig. Aber sie war nicht mehr unglücklich. Sie hatte ein Ziel, und das machte sie stark.

Die Stimme, die der Welt befiehlt.

Es geschah während der zweiten Uebermittlung der Radionachrichten. In allen wichtigen Stationen des Kontinents wurde nach dem gleichen Plane vorgegangen. Da die Zeitdifferenz zwischen Amerika und Europa ungefähr sechs Stunden beträgt, brach die Panik in Amerika erst später aus. Obgleich die amerikanische Regierung durch die europäischen Vorkommnisse gewarnt war, gelang es nicht, den gleichen Vorgang in den Vereinigten Staaten zu verhindern. Im Gegenteil, die Radiosender in New York und allen großen amerikanischen Städten fürchteten für ihr Leben und weigerten sich, ihren Dienst zu tun.

Die Radiostille, die nach den Vorfällen einsetzte, war viel beunruhigender und gefährlicher als die Nachricht selber, die von den Zeitungen als Tat eines Irren im Rundfunkhaus dargestellt wurde. Golston schrieb eine seiner berühmten Glossen über das Ereignis, die den Eindruck verstärkte, daß die Regierung machtlos war und daß vieles vorging, was die Zensur unterdrückte. Es war die Bestätigung der zahllosen Gerüchte, die von Mund zu Mund weitergetragen wurden und eine Bekräftigung der sonderbaren Dinge, die sich im täglichen Leben abspielten und unerklärlich waren, und die von Sektierern als der Beginn der Herrschaft des Teufels ausgelegt wurden.

Es gab Ansammlungen in den Straßen, die Polizei griff ein, Schüsse fielen. In Dublin brach eine Revolution aus, die Straßenkämpfe fanden erst nach acht Tagen ein Ende. Berlin wurde von Brandstiftungen heimgesucht, die Brandherde befanden sich immer in Eckhäusern, und die Flammen loderten immer aus den drei oberen Stockwerken. In Paris patrouillierten Tanks durch die Champs Elysées, der Belagerungszustand wurde verkündet, nachdem Bombenanschläge auf öffentliche Gebäude stattgefunden hatten. In Stockholm explodierten Leitungsrohre der Gaswerke, und vier Tage lang war die Stadt in ein Flammenmeer gehüllt. In Genua liefen drei Tankdampfer aus und

Tausende von Tonnen Petroleum flossen in das Meer, entzündeten sich, so daß man den Feuerschein noch tief in den Alpen wahrnahm. In Istanbul entstand eine blutige Fremdenverfolgung, als die gläubigen Muselmänner ein geschlachtetes Schwein in der Hagia Sophia fanden. In Birma und Kalkutta brachen Unruhen aus, da die Haupter der religiösen Bewegung verschwunden waren. Die englische Regierung sandte einen Teil der Mittelmeerflotte nach dem Osten.

Die Zeitungen erschienen plötzlich mit breiten weißen Stellen. Theorien, die Vorfälle zu erklären, gab es genügend, aber sie waren alle so unwahrscheinlich und phantastisch, daß ihre Unglaubwürdigkeit offensichtlich war. Man begann sogar, den Mars zu beschuldigen, die Erde in Unordnung versetzen zu wollen; Gerüchte von einer Landung der an Technik und Entwicklung hochüberlegenen Marsbewohner kursierten, die bald den Nordpol besetzt und strategisch ausgebaut haben sollten, bald angeblich im Innern Afrikas hausten. Bis die Stimme des Radios Aufklärung brachte.

Es war drei Minuten nach Beginn des englischen zweiten Nachrichtendienstes, der Ansager hatte die Polizei- und SOS-Meldungen verkündet und, unter Umgehung aller beunruhigenden politischen Meldungen, sich über das Cricket-Testmatch verbreitet, als plötzlich seine Stimme verschwand und an seiner Stelle jemand mit stark amerikanischem Akzent zu sprechen begann:

«Rüestet ab, oder ich rüste euch ab!» rief die fremde Stimme im Rundfunk und überstürzt, hastig, offenbar

(Fortsetzung Seite 1015)

den Text von einem Blatt Papier ablesend, fuhr sie fort: «Wir machen, daß der Krieg verhindert wird, den die bestehenden Mächte vorbereitet haben und der unfehlbar ausbrechen wird, wenn wir ihn nicht verbieten. Wir verlangen, daß die Regierungen, nachdem sie vergebens ersucht wurden, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen, abdanken. Es ist das erstmal, daß wir uns an die Öffentlichkeit wenden. Wir sind sicher, ihre Sympathie zu haben.»

Die Stimme stockte einen Augenblick und setzte kräftiger, fester wieder ein:

«Da nur Eigennutz und Lüge in der Welt regieren und die Massen von einzelnen Verbrechern gezwungen werden, sich in Kriege zu verwickeln, werden wir die Regelung in die Hand nehmen. Wir verbieten den Krieg. Wir sind genau unterrichtet, was hinter den verschlossenen Türen der Ministerien vor sich geht. Wir wissen genau, wieviel Gasbomben heimlich hergestellt und mit dem Schlagwort «Für Sicherheit und Recht» aufgestapelt werden. Wir wissen, wer lügt und wer die Wahrheit spricht. Wir wollen den Frieden, nichts anderes als den Frieden. Wir sind überall zur Stelle, um einzugreifen, dies hier ist unsere letzte Warnung: Rüstet ab, oder wir rüsten euch ab!»

Die Stimme holte noch stärker aus:

«Die Welt hat gesehen, wie mächtig wir sind. Die Regierungen werden unseren Befehlen folgen, — die Terrorakte, die wir auszuführen gezwungen waren, um unsere Kraft zu beweisen, werden aufhören, sobald wir sicher sind, daß wieder Ehrlichkeit und Anständigkeit zwischen den Menschen herrschen. Wir warnen hiermit das letztemal: Rüstet ab, oder wir rüsten euch ab!»

Damit verstummte die Stimme.

Im gleichen Augenblick explodierten die Senderröhren des Nationalsenders. Radiostille senkte sich über England.

Polizeiwagen mit Sirenengeheul fuhren nach der Station, aber alles blieb ruhig. Die Polizeibeamten erhielten Waffen, die nutzlos in ihren weiten Mänteln steckten.

Einige Stunden später erschienen die Abendzeitungen, die von dem Attentat eines Irrsinnigen auf das Rundfunkhaus sprachen und erklärten, die Sendung sei gestört. Die Erklärung war dürrig und bestätigte die Wahrheit: die Weltpolitik wurde von höheren Kräften in neue Geleise geschoben.

Der Vorfall wiederholte sich in New York, in Paris und Moskau. Der Wortlaut war in jeder Sprache der gleiche. Die Drohung dieselbe.

Sonderbarer Weise beruhigte dieser Aufruf mehr, als daß er Unruhe schaffte. Die Welt, die seit Jahrzehnten

in Angst vor dem Kriege schwebte und sich dumpf mit seiner Unvermeidlichkeit abgefunden hatte, sah plötzlich Hoffnung. Die unbekannte Stimme im Radio hatte die Sympathie der Massen. Sie hatte ausgesprochen, was tief in allen Herzen verankert war: Sehnsucht nach Frieden, nach Sicherheit, nach Einigkeit.

Die Fabriken, in denen Kriegsmaterial hergestellt wurde, stellten die Arbeit ein. Ihre Schloten, die jahrelang pausenlos dunkle Wolken in den Himmel geschleudert hatten, hörten zu rauchen auf. Zehntausende wurden arbeitslos, die Regierungen mußten eingreifen.

Die Polizei ließ die langen Menschenzüge, die stumm durch die Hauptstädte der Welt marschierten und Frieden und Brot forderten, unbelästigt. Da die Ohnmacht der Regierungen offensichtlich war, gab es keine Aufstände. Man wartete...

In Leningrad brach zuerst der «Weltirrsinn» aus, der sich in wenigen Tagen über Europa und Amerika verbreitete. Hunderte von Predigern erstanden über Nacht, die das Volk um sich sammelten. Griff der Himmel nicht selber ein, um dem Wahnsinn der Menschen ein Ende zu setzen? Die Welt hatte sich zu fügen. Der Himmel hatte gesprochen.

Obgleich die Welt sich in einem Taumel des Friedensgefühls befand, wurde der Belagerungszustand verhängt. Die Funkanlagen wurden nicht mehr in Tätigkeit gesetzt. Stille senkte sich über die Welt.

Hinter den Kulissen der scheinbaren Ruhe jedoch tagten ununterbrochen Konferenzen. Vom Völkerbund fand die erste wirkliche Abrüstungs- und Friedenskonferenz statt, die das fernere Schicksal der Welt bestimmen sollte.

Die Sitzung begann an einem strahlenden Morgen. Sonnenschein lag über Genf. Die Berge leuchteten hell in den blauen Himmel hinein. Die Stadt wimmelte von Uniformierten. Der Völkerbundspalast war mit Drahtverhau und Starkstrom abgesperrt. Der Palast des Friedens sah wie eine belagerte Festung aus.

Die Delegierten der ganzen Welt strömten zusammen. Sogar die Staaten, die dem Völkerbund nicht angehörten, hatten Vertreter entsandt. Es waren keine feierlichen Einladungen erfolgt, nur die telephonische Nachricht war von Genf aus an alle Regierungen ergangen, sich am angegebenen Tag einzufinden.

Die Abspermaßnahmen der Schweizer Polizei waren grotesk und schienen übertrieben und unverständlich. Hinter den Drahtverhau waren Tanks aufgefahren, die auf ihren Dächern kleine Antennen trugen. Diese Antennen sandten infrarote Strahlen zum nächsten Tank. Sollte irgend etwas Lebendes diesen Absper-

strahl kreuzen, so würden die Maschinengewehre der kleinen Panzertürme automatisch Geschosse speien. Die entsprechende Einrichtung befand sich an jedem Fenster, jeder Tür, nur daß statt der Tanks tragbare leichte Maschinengewehre dastanden. Der große Sitzungssaal wurde mit Instrumenten abgesucht, die jedes Geräusch tausendfach vergrößert zu den Ohren der Lauschenden gebracht hätten. Der Raum wurde «ausgekehrt», «mit Strahlen abgetastet» und primitiv mit Zwirnsfäden, die kreuz und quer gespannt waren, abgesperrt. An diesen Fäden hingen kleine Glocken, die sofort in Schwingung versetzt worden wären, hätte sich irgend jemand ihnen genähert.

Es war mit nahezu hundertprozentiger Sicherheit anzunehmen, daß sich im Völkerbundspalast niemand befand, den man dort nicht erwartet hätte.

Die Vorbereitungen hatten mehrere Tage in Anspruch genommen.

Die kantonale Polizei, die als die beste in Europa galt, war mit sich zufrieden. Die Sitzung konnte beginnen.

Sie begann um elf Uhr vormittags.

Die schon warme Februarsonne schien durch die hohen Fenster in den Sitzungssaal und malte helle Kringel auf den langen, grünbelegten Hufeisentisch, um den sich die Delegierten versammelt hatten. Niemand sprach laut, flüsternd wurden die Plätze eingenommen. In einer schnellen Abstimmung wurde der japanische Ministerpräsident, ein alter Mann, der die weite Reise im Flugzeug in knapp drei Tagen zurückgelegt hatte, zum Vorsitzenden gewählt. Die Reihenfolge der Sitzenden war zwanglos. Vertreter von Weltstaaten saßen neben den Delegierten kleiner Länder. Es herrschte eine unterdrückte Aufregung. Obgleich die Gesichter der Versammelten ruhig waren, schwebte durch den großen Saal eine nervöse Spannung, der sich niemand entziehen konnte.

Die Fenster waren vergittert und ihre Gitter elektrisch geladen. Die Läutapparaturen, die überall eingebaut waren, die verschiedenen technischen Instrumente, die den Raum bewachten, sowie die Polizisten an den Türen, in Stahlhelm und Stahlrüstung, Stahlknüppel in den Händen, trugen nicht dazu bei, die Spannung zu vermindern.

Der Japaner eröffnete die Sitzung. Er drückte die Genugtuung aus, daß alle Staaten der Einladung des Völkerbundes gefolgt seien. Das erstmal seit Bestehen des Bundes war volle Einmütigkeit festzustellen. Er sprach frei von aller Ironie, obwohl Japan selber dem Völkerbunde seit Jahren nicht mehr angehörte.

(Fortsetzung folgt)

Eigentlich sollte in jedem Gesetzbuch stehen:



NIVEA - CREME
Fr. 0.50—2.40
NIVEA - ÖL
Fr. 1.75—2.75
NIVEA - NUSSÖL (braun)
Fr. 1.50 und Fr. 2.25

SCHWEIZER FABRIKAT



Pilot A. G., Basel

Es ist unbedingt notwendig, sich vor dem Sonnenbaden mit Nivea gut einzureiben, dann erst ist die Gefahr des Sonnenbrandes vermindert. Aber wichtig ist es, hierzu Original-Nivea-Creme und Nivea-Oel zu verwenden, denn nur Nivea enthält Eucerit, das Kräftigungsmittel für die Haut. Dann bräunen Sie auch schöner und gleichmäßiger.